Familienblätter.

Sonntags-Beilage der „Posener Zeitung".

Nr. 46. Posen, den 18. November. 1883.

Ein Unglückstag.

Allerlei Szenen aus einer Häuslichkeit.

Von Ernst Leuthold.

Es war merkwürdig: keiner hatte es beim Frühstückstisch vermeldet, daß er mit dem linken Fuße aufgestanden sei; nein, sie hatten alle vortrefflich geschlafen, selbst das Jüngste; keiner hatte Zahnschmerzen, Asthma oder Migräne gehabt, wie so oft in den vorhergehenden Tagen geklagt worden war; die Semmeln waren knusperig, wie die Schwiegermama sie liebte; weich, wie der Hausherr sie gern hatte und gaben keinen Grund zur Klage; die Sahne war tadellos; das Wetter war herrlich; die Kinder waren noch in jener lieblichen Morgenstimmung, die sie besonders am Sonntag zeigen, wenn sie so sauber, so frisch gewaschen, so wohlausgeschlafen ankommen — kurz auch der gewiegteste Lebens- und Menschenkenner hätte nicht voraussagen können, daß der schöne Sonntag ein Unglückstag sei, einer von den Tagen, die uns nicht gefallen. Die uns besonders nicht gefallen, wenn wir sie gerade erleben und an die wir mit einer aus Wehmuth, Grimm und Heiterkeit gemischten Empfindung zurückdenken. Die Stimmung der frühstückenden Personen schien also vorläufig eine normale zu sein.

„Kinder, laßt euch von Hanne die neuen Regenmäntel geben; es wird gleich zur Kirche läuten. Und nach der Kirche geht ihr zu Pastors und bestellt eine Empfehlung und ich ließe fragen, wie sich Frau Pastor befindet. Hört ihr!" Mit den Worten hob die Hausfrau die Tafel auf.

„Mama, ich möcht' in der Taille gehen."

„Nein, es ist noch zu kühl."

„Ach, aber!"

„Mama — sagt Mimi — die Käthe sagt, sie geht nicht mit zu Pastors; sie ist mit Pastors Grethe böse!"

Käthe pufft Mimi etwas und murmelte: „Klatschliese!"

„Aber Kinder! — die Mama schüttelt traurig entrüstet den Kopf — müßt ihr denn immer zanken! Seid doch schon artig; Pastors Grethe ist doch viel netter, wie ihr drei."

Sturm der Entrüstung.

„Mama! die! Hätt'st bloß sehen sollen, Mama, gestern beim Blindekuh hat sie immer geschielt und zu ihrer Mama ist sie so unartig gewesen!"

„Geht nur, geht nur Kinder! Ihr seid die reinen Lämmchen!" Clementine, die jugendliche Tante, trieb die Kinder fort, die doch noch zweimal zurückkamen, weil sie lieber die Jacken haben wollten, als die Mäntel, und ihr Gesangbuch hatten liegen lassen, das sie brauchten, denn sie sangen schon mit „auf dem Chor' beim Herrn Kantor."

Der Hausherr war schon beim ersten Schluck Kaffee abgerufen worden. Er war Apotheker auf dem Lande, und er konnte mit der Großmutter aus Schwabs Gewitter sprechen: „ich hab' keinen Feiertag!" Er war gewissermaßen ein Gefangener, denn da der Umsatz nicht groß genug war, als daß er sich hätte einen Gehilfen halten können, so war er buchstäblich an das Haus gefesselt. Ja er war froh, wenn er recht viel zu thun hatte. Aber es war eine gesunde Gegend und der Arzt des Dorfes kein Freund vom vielen Medizinverschreiben. Glücklicherweise hatte der Apotheker einen kleinen Hausgeist, der sich in den neun Jahren seines Landaufenthaltes als treu erprobt hatte: den gesunden Humor; und einen Lebensgefährten, der ihm nicht minder treu und meistens lustig zur Seite stand: seine hübsche Frau, die sich tapfer und schnell in die Verhältnisse eines schlesischen Dorflebens gefunden, trotzdem sie bis zu ihrer Verheirathung aus Berlin nicht herausgekommen war. Sie waren glücklich und darum zufrieden; wenigstens meistens. Sie bewohnten ein hübsches Haus, das fast zu groß war, und waren beliebt bei allen Leuten, den reichen Besitzern der Umgegend und den Leuten im Dorf. Zur Taufe des jüngsten Kindes waren Gäste ins Haus gekommen. Die Mutter der jungen Frau und deren hoffnungsvoller jüngster Sohn dazu, die jugendliche Schwester des Hausherrn waren in dem Fremdenstübchen im Giebel eingezogen. —

Nun wurde die Frage erörtert: Wer soll noch in die Kirche gehen?

Der Hausherr konnte nicht; das war selbstverständlich. Die junge Frau konnte ebensowenig, denn das Dienstmädchen hatte „ihren Sonntag"; selbst wenn die kluge Hanne, das tellermordende Mädchen, nicht fortgegangen wäre: die Hausfrau war entschuldigt, der kleine Junge ließ sie nicht fort. Er war ein Tyrann und war doch erst acht Wochen alt.

Die Schwiegermama las in den Augen ihrer Tochter eine Frage und eine Bitte.

„Liebes Kind," sagte sie, „woran denkst Du! Ich mit meinem Asthma kann doch nicht den steilen Kirchberg hinaufklettern. Ich bin eine alte Frau, wenn ich mich mit meinem Gesangbuch in den Garten setze und die Glocken höre, dann hab' ich auch Kirche."

„Aber Mama," wagte die junge Frau doch zu sagen, „Du hast doch neulich bei der Taufe zum Pastor gesagt, Du wolltest ihn auch gern in der Kirche hören. Pastors rechnen gewiß darauf, daß Du kommst."

Die Falten auf dem runden Gesicht der alten, etwas korpulenten Dame vertieften sich.

„Wenn Du allerdings mehr Rücksicht nehmen mußt auf andere Leute, als auf Deine alte Mutter, dann werd' ich wohl gehen müssen!"

„Aber Mama, nein, bitte, so sind wir doch nicht von Pastors abhängig. Ich meine nur, sie hätten es sehr hoch aufgenommen."

Die alte Dame war beruhigt und lächelte geschmeichelt.

„Aber Arthur" — sie sprach den Namen wie Ahthur — „könnte mich vertreten — —

Ja, wo war Arthur? Eine solche Wendung der Dinge ahnend, war er mit ungewöhnlicher Geräuschlosigkeit zur Thür hinaus verschwunden. Die Himbeerbüsche hinter der Laube hätten vielleicht Genaueres über seinen Verbleib angeben können.

„Er ist gewiß schon gegangen. Nein, es ist ein zu guter Junge." Die alte Mama war ganz gerührt. In ihren Augen war Arthur ein Musterknabe. Andere Leute dachten anders über ihn. Zum Beispiel sein Schwager Apotheker. Aber obwohl er ein beherzter Mann war und in mancherlei Lebenslagen seinen Muth bewiesen, seiner Schwiegermutter zu widersprechen, wenn das Thema von Arthurs Vorzügen besprochen wurde, das wagte er nicht. Sie fand es ganz natürlich, daß Arthur noch in Quarta saß, obwohl er vierzehn Jahre alt war; sie freute sich, wenn er daheim in Schlafrock und Pantoffeln auf dem Sopha lag und aus der Pfeife rauchte; sie hielt ihm einen Hund und zwanzig Tauben; sie hatte ihn trotz der strengen

Schulgesetze mitgenommen, sich mit der Hoffnung tröstend, daß der Direktor schon einmal ein Auge zudrücken würde. Der Junge war nicht dumm, aber auf dem besten Wege ein unausstehlicher Taugenichts zu werden. Zwischen ihm und seinem Schwager war die Sympathie gleich Null. Dem Apotheker that der Junge eigentlich leid, darum schwieg er der Mutter gegenüber, nahm sich aber den hoffnungsvollen Knaben einmal allein vor. Die Folge war eine Szene mit seiner Schwiegermutter, denn Arthur hatte den Schwager verklagt und die stattliche Dame war bei ihrem cholerischen Temperament etwas unangenehm geworden. Sie hatte den Knaben allein erzogen, der Vater war ihm früh gestorben, er war ihr Werk; sie war groß in ihrem Zorn, sie war nicht nur Mutter, sie war auch Schwiegermutter, und diesmal in des Worts verwegenster Bedeutung. Das war vor einem Jahre gewesen. Aber noch gingen sich der verständige und der unverständige Schwager gern aus dem Wege. Das war wohl auch ein Grund, daß der Apotheker es nun vorzog, seine Schwiegermutter über den vermutheten Kirchgang nicht aufzuklären. Er hatte den liebenswürdigen Knaben hinter seinen Himbeersträuchern verschwinden sehen und war auch ungesehener Zeuge der Debatte gewesen, denn die Thür nach der Apotheke stand halb offen. Nun pfiff er halblaut vor sich hin. Dann machte eine Fortsetzung des Gespräches ihn wieder aufmerksam. Er trat der Glasthür näher. Er sah, daß seine Schwester Tassen und Teller zusammenräumen wollte und wie die Schwiegermama ihr zunickte.

„Lassen Sie das nur, Kindchen," sagte sie, „ich werd' es selber heraustragen. Gehen Sie nur, es läutet schon zum zweiten Male."

„Ich — ich — ich wollte heut nicht gehen. Ich war vor acht Tagen." Clementine stotterte beinahe vor Verlegenheit. Frau Hauer warf ihr einen dunklen Blick zu.

„Ist das ein Grund, um heut' vom Gottesdienst fortzubleiben!?"

„Ich wollte einen Brief schreiben. Mama erwartet schon so lange einen. Und um zwölf Uhr holt der Bote die Briefe. Und wenn die Kinder da sind, komme ich nicht dazu."

„Mein liebes Fräulein, „Kirchengehen säumt nicht"!"

„Ach und sie singen hier so schrecklich lange Lieder, immer wenigstens drei und von jedem acht Strophen."

„Aha! Das ist der Grund — Sie wollen nicht. Nun das sind die neuen Zeiten. Als ich jung war, hätte meine Mutter mir derartige freie Gesinnungen nicht gestattet."

Der Apotheker hielt es jetzt für gerathen, seiner Schwester zu Hilfe zu kommen.

„Ich wünsche wirklich, daß Clementine an unsere Mutter schreibt, liebe Mama. Ich komme in der That nicht dazu. Mag sie heut' mal zuhause bleiben."

„Wie Sie darüber denken, mein Sohn. Aber ich bitte Sie zu bedenken, daß es nicht gut ist, den jungen Mädchen ihren Willen zu lassen. Ihr Schwesterchen ist ja ein allerliebstes Mädchen, lieber Otto. Aber ich fürchte, sie ist etwas verzogen und vorschnell. Das thut nicht gut für ein armes Mädchen."

Die stattliche Dame setzte sich mit einem Erbauungsbuche auf die laubumsponnene Veranda, die junge Frau war bei dem Kinde, Clementine schrieb, Skultorr war in der Apotheke.

Ein entsetzter Schrei trieb Alle plötzlich auf die Veranda. Auch Arthur fand sich ein. Sie sahen Frau Hauer bleich und gleichsam wie eine geknickte Päonie, die man mit einem Schwefelholz beräuchert hat.

„Was ist? Was ist los?"

„Da!" Frau Hauer wies auf eine große Spinne.

„Weiter nichts?" sagte der Apotheker und trat die Spinne todt. Als seine Schwiegermutter ihn davon zurückhalten wollte, war es bereits geschehen.

„Das bedeutet ein Unglück," sprach sie resignirt. „Ich wollte, ich hätte mich beherrscht und wäre stille gewesen. Aber „Spinne am Morgen bringt Kummer und Sorgen." Und sie kroch gerade auf mich zu. Hätten Sie sie nur nicht todt getreten! Eine Spinne darf man n i e tödten!"

„Es war ja 's erste Mal in ihrem Leben, Mamachen; beruhigen Sie sich nur."

Sie schüttelte matt den Kopf. „Geben Sie mir etwas Selterwasser, lieber Otto; ich fürchte, ich fürchte!"

Die theilnehmenden Anerbietungen und Vorschläge ihrer Tochter und des jungen Mädchens wies sie zurück. Sie gingen wieder fort. Der Schwiegersohn brachte ihr ein Syphon und neckte sie in seiner gutmüthig spöttelnden Weise mit ihrem Aberglauben.

„Sie sind ein Freigeist, mit Ihnen ist nicht zu reden," wehrte sie ab. „Ahthur, ich dachte Du wärst in der Kirche?"

„Ich bin im Tempel der Natur!" ertönte die Antwort aus der Ferne.

Die Mutter lächelte. Den Apotheker ärgerte die alberne Antwort. „Hat der Direktor von Arthurs Gymnasium so ohne Weiteres seine Erlaubniß gegeben, daß der Junge unter der Schulzeit acht Tage, oder so lange Sie uns die Ehre Ihres Besuches schenken wollen, zu versäumen? Zu meiner Zeit war das streng verboten; höchstens ein ärztliches Attest konnte vom Schulbesuch entbinden."

„Ach, der Direktor soll ja ein sehr netter Mann sein. Ich werde selber mit ihm reden, dann wird Arthurchens Ordinarius schon nicht böse sein."

„Also eine Erlaubniß haben Sie vorher nicht eingeholt?"

„N—nein."

„Sehr unvorsichtig; sehr."

„Aber was kann dem Jungen denn passiren. Hängen werden sie ihn doch nicht; höchstens kriegt er zwei Stunden Karcer."

„Das dürfte wohl nicht genügen. Ob er an der unentschuldbaren, weil unerlaubten Versäumniß schuld ist, das ist ganz egal."

„Aber, was — — ?"

„Ich entsinne mich genau. Zu meiner Zeit nahm der Staatsanwalt P. während der Schule seine beiden Söhne mit zur Hochzeit des ältesten Sohnes. Sie blieben nur drei Tage fort. Und sie wurden relegirt, trotzdem sie ganz gute Schüler waren. Und der Vater war solch ein hoher Beamter. Aber er hatte vorher nicht die Erlaubniß eingeholt."

„Ist das wirklich so, lieber Sohn?"

„Ja, ja."

Die gute Dame saß wie versteint. Dann sah sie ihrem Schwiegersohn rathlos in das unschuldig lächelnde Gesicht.

„Sie werden doch meinen Ahthur nicht fortjagen wollen! Der Ordinarius hat zwar so wie so ein Vorurtheil gegen meinen armen Jungen. Er ist ein so ungerechter Mensch."

„Schicken Sie ihn nach einer Realschule."

„Das geht nicht, außerdem —" sie seufzte tief auf — „war er schon da."

Sie versank in tiefes Sinnen; der Schwiegersohn ging schweigend zu seinen Rezepten zurück. Plötzlich stand sie neben ihm, mit einem Gesicht, auf dem Ereignisse wichtiger Art schon im Voraus zu lesen waren.

„Einen Augenblick, lieber Sohn," sagte sie feierlich. „Ich bin mit mir zu Rathe gegangen. Ich muß allein über meines jüngsten Sohnes Zukunft bestimmen, denn er hat keinen Vater mehr. Ich bin zu dem Entschlusse gekommen, Ahthur aus dem Gymnasium zu nehmen. — Unterbrechen Sie mich nicht. — Ich glaube, das aufregende Leben der Großstadt taugt nicht für ihn. Einen Beruf muß er auch einmal wählen. Ich denke, es ist am Besten, er wird Apotheker und wir ziehen zu Ihnen. Ich habe Alles überlegt. Sie sind ein guter Mensch, lieber Skultorr, ich habe volles Vertrauen zu Ihnen. Sie werden meinen lieben Jungen in die Lehre nehmen; ich brauche mich dann auch nicht von ihm zu trennen. Platz haben Sie ja genug und Elisen wäre es eine Hilfe in mehr als einer Beziehung. Natürlich würden wir eine angemessene Pension zahlen. Und Sie kennen mich ja, lieber Otto. Sie wissen, daß Sie durch mich keine jener lamentablen Geschichten von der Schwiegermutter erleben würden. Mir graut allerdings vor dem langen Winter, vor den schlechten Wegen. Aber ich thu' es meinen Kindern zu Liebe!"

Der Apotheker machte ein Gesicht, als kröche ihm auch eine Spinne entgegen; obwohl er nicht an den Kausalnexus zwischen Spinnen und Unglück glaubte. Er erbebte innerlich. Das ist eigentlich gar kein Ausdruck, denn beben kann etwas

doch nur äußerlich. Aber der gütige Leser wird es schon verstehen. Mit unglaublicher Geschwindigkeit zogen eine Menge Zukunftsbilder an seinem innern Auge vorüber. Und dabei bemühte er sich, als seine Schwiegermutter ihn ansah, ein nachdenklich zustimmendes Gesicht zu machen, zum mindesten doch sehr geehrt auszusehen. Des Gleichgewichts wegen aber zerrang er sich fast die Hände; freilich auf dem Rücken. Dann kam ihm ein Lichtgedanke: „Ich danke Ihnen für das Vertrauen, das Sie mir erweisen. Aber liebe Mama, auf eines muß ich Sie aufmerksam machen. Wenn Sie Arthur jetzt schon aus der Schule nehmen, wie wird es mit dem Einjährigenzeugniß?"

„Freilich, freilich. Aber wissen Sie was? Sie haben ja so viel freie Zeit, Sie geben ihm gewiß gern eine oder zwei Stunden täglich; dann ist ja noch der Herr Pastor da, der wird sich schon bereit finden lassen und der Herr Kantor sorgt für das wirklich bedeutende musikalische Talent von Athtur. Ich bin so froh, daß ich auf diesen Ausweg gekommen bin!"

„Und — Arthur selber — hat er denn Neigung zu meinem Beruf?"

„Warum nicht? Er kann früh selbständig darin werden, das war immer sein Wunsch."

„Die Aussichten sind aber jetzt nicht gute, Konzessionen werden selten ertheilt; eine Pachtung findet sich nicht leicht, und ewig Gehilfe bleiben — —"

„Ihnen ist es ja auch geglückt, warum soll es Athtur nicht glücken. Prüfen Sie ihn mal ein Bischen. Ich werd' ihm sagen, daß er in Ihnen den künftigen Lehrherrn respektiren soll; er ist wirklich ein so guter Junge!"

(Fortsetzung folgt.)

Schillers Maria Stuart.

Ein gemeinverständlicher, schönwissenschaftlicher Versuch.

Von H. F.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Schillers Stoffe sind meist nicht national im engern Sinne des Wortes. Wallenstein freilich ist ganz und gar deutsch, Tell, als der deutschen Schweiz angehörig, fast ebenso. Vielleicht ist das bei vielen Kritikern der Grund, aus dem heraus die größere Werthschätzung dieser beiden Dramen geschöpft ist. Sieht man aber näher zu, so sind Maria Stuart ebensowohl wie die „Jungfrau" und selbst „Don Carlos" in etwas weiter gedehntem Sinne ebenso wohl national, als die beiden erstgenannten. In dem ersten und dritten Drama bilden die deutschen Gedanken der Reformation nur die Gewissens- und Gedankenfreiheit, den wesentlichen Inhalt und Hintergrund und in der „Jungfrau" ist der deutsche Freiheitskampf von seinem ersten Ringen an bis zur glücklichen Vollendung mit auch dem bloßesten Auge erkennbarer Meisterschaft geschildert. Die genannte größere Werthschätzung ist also bei dem Wallenstein der Maria gegenüber nicht ganz an der Stelle, wenn namentlich die lichtvolle und klare Konzeption der Stücke in zusätzlichen Betracht gezogen wird. Daß Schiller den spröden Stoff des Wallenstein so meisterhaft bewältigt hat, das bildet eine Hauptstaffel seines Ruhmes, kann aber der einfachen lichtvollen Komposition der Maria keinen Abbruch thun, im Gegentheil, diese ist für die Aufführung verständlicher, entgegenkommender, dankbarer sogar, und hat darum nach unserer Anschauung von der Wirksamkeit der tragischen Kunst einen Vorzug, der ihr nicht genommen werden sollte und schwerlich genommen wird, sobald sich die ästhetische Kritik in den ihr gebührenden Schranken des nachkonstruirenden Erkennes halten will.

Dieses nachkonstruirende, nachbildende Erkennen ist es eben, was unsere Systeme und Lehren der Kunst überhaupt, und der poetischen insbesondere geschaffen hat. Nachahmung der Natur, aber nur der schönen Natur — Zola's Romane sind keine Kunstprodukte — ist der Ausgangspunkt des Künstlers und alle seine Mittel, wodurch er Künstler wird, beruhen auf der Benutzung gegebener Momente zu gewollten und mit Absicht erstrebten besondern Wirkungen der sinnlichen Veranschaulichung geistiger Vorgänge nach den dem menschlichen Geiste innewohnenden Gesetzen der Einheit, der Kongruenz und Symetrie. Um ein triviales Beispiel zu geben, mag auf die sogen. Cäsur hingewiesen werden, die in vielen Lehrbüchern trotz der breiten Behandlungsweise nicht voll und verständlich ausklingt. Längere Verse können nicht in einem Athemzuge ausgesprochen, bezüglich deklamirt werden: das Bedürfniß des Athemholens macht sich geltend und wird nun künstlerisch verwerthet. Man macht es nicht wie der Franzose, der seinen sechsfüßigen Jambus in zwei Hälften theilt, und somit auf einer ersten Stufe der Kunst stehen bleibt, so daß er also sagen würde:

Es stand in alter Zeit — ein Schloß so hoch und hehr
Weit glänzt' es über das Land — bis an das blaue Meer

statt daß eine vorgeschrittenere Stufe daraus bildet

Es stand in alten Zeiten — ein Schloß so hoch und hehr
Weit glänzt_es über die Lande, bis an das blaue Meer

und damit den Alexandriner zu dem Nibelungenverse erhebt aber einen Fortschritt dokumentirt, der in der Literaturgeschichte den Sprung von Haller und Hagedorn bis auf Uhland und Simrock kennzeichnet. Und, noch mehr, greifen wir auf die Sechsfüßler der Alten zurück, die in den 3. Fuß die Cäsur setzten, d. h. im dritten Fuße ein Wort endigen und zugleich ein neues beginnen ließen, so hatten sie mit dem Schluß des Wortes die Pause aber mit ihr zugleich eine neue Form des schönen Wechsels, in dem der erste Theil des Verses einen steigenden, der zweite einen fallenden Rhythmus darbot, so daß der ganze Vers dasselbe Taktmaß wiederholte, was der einzelne Theil für sich selbst beanspruchte, so z. B. in dem Götheschen Verse:

Der Thränen Gabe || sie verscheucht den herbsten Schmerz.

Mit dieser künstlerischen Verwerthung gegebener natürlicher Momente, die wir hier einmal ganz trivial aufgeführt haben, läßt sich die ganze sogenannte Metrik oder Verslehre durchdringen, und erst seitdem man auf diesen Weg gekommen, ist die Verslehre selbst verständlich und klar geworden. In gleicher Weise ist es mit vielen Vorschriften der Aesthetik beschaffen. Um sie zu verstehen, hat man auf den Punkt zu sehen, der ihre natürliche Ableitung ermöglicht und an den Meisterstücken gottbegnadigter Künstler, die aus divinatorischer Kraft und gewissermaßen mit göttlichem Instinkte die Fortbildung des natürlichen zu einem künstlerischen Mittel vollzogen, immer und immer wieder zu studiren. So erst kommt man mit dem Kennenlernen der Künstler, also hier die Dichter und ihrer Werke selbst, zum alleinigen und hinreichend eindringlichen Verständnisse ästhetischer Gesetze und Forderungen, über die in Literaturgeschichten und Lehrbüchern vieles zusammengeschrieben ist, was, bloß nachgesprochen, nur ein geringes Verständniß aufweist und wenigstens das nicht gilt, was man ästhetische Bildung nennen darf. Selbst Sehen und Selbst Urtheilen, nachdem man Selbst Gefühlt und Selbst Empfunden hat, das allein führt zum Verständniß der Kunst, die Schiller als das dem Menschen einzig Eigenthümliche, weil ihn von höhern und niedern Wesen allein Unterscheidende genannt hat.

Es giebt nur wenig Tragödien ersten Ranges, welche andere als geschichtliche, also erdichtete Stoffe zur Grundlage gewählt haben. Erdichtete Stoffe bergen in Hinsicht der Komposition, namentlich in Hinsicht des Schürzens und Lösens der Verwicklung und Entwicklung zu viele Gefahren des unlogischen, unpsychologischen, des unwahrscheinlichen Vorgehens und zu viele Fälle, in denen den Zuschauern etwas zugemuthet wird, was schwer hingenommen werden kann, so daß also die Wirkung der Darstellung von vornherein beeinträchtigt wird, und daher kommt es, daß man gern von ihnen abläßt und sich an die Tragik der Geschichte läßt, die ja auch nicht allein viel großartiger, sondern auch viel logischer fortschreitend ist als jede menschliche Erfindung. Die Tragödie verlangt aber ihrer Natur nach nur solche Handlungen, die den Charakteren der Handelnden selbst

entspringen, die also auf inneren Motiven beruhen. Geschichtliche Personen und Thatsachen sind also für die Tragödie nicht unmittelbar zu verwenden, denn der Gang der Geschichte ist nicht das Werk eines Mannes. Es müssen vielmehr die Thatsachen und Helden der wirklichen Geschichte in den Hintergrund des dramatischen Gemäldes gesetzt werden, auf dessen Vordergrunde sich die dramatische Handlung abspielen und die dramatischen Personen bewegen sollen, als solche eine freiere Dichtung und Behandlung erlaubend und eine Darstellung gestattend, nach der der tragische Held als die Handlung gestaltend erscheinen kann. „So muß aus Wahrheit und Dichtung der beste Trunk gebraut werden.“ Nicht das Geschichtliche selbst ist unmittelbar Stoff des Dramas, sondern das Geschichtlich-Mögliche im Rahmen der wirklichen geschichtlichen Ereignisse. Um das zu ermöglichen, wählt der Dichter entweder Nebenpersonen des geschichtlichen Ereignisses zu Hauptträgern seiner dramatischen Handlung oder er wählt nebenliegende Thatsachen für die Hauptträger und ermöglicht sich durch beide Mittel die Erlaubniß der freieren Behandlung „des holden Scheins“. So nur ist ein geschichtliches Drama, so auch nur ein historischer Roman, der die werdenden Charakter zeichnen soll, möglich und herstellbar, soll den ersten Anforderungen der Kunst nur irgendwie genügt werden. Tritt das Innere der vorgeführten Personen nicht als das Treibende und Drängende hervor, wird uns nicht wahrhafte psychologische Bewegung vorgestellt, so erhalten wir statt eines wirkungsvollen Dramas nur versifizirte Geschichte, statt eines spannenden Romans nur eine Reihe von bestätigten oder unbestätigten Thatsachen, die durch obligate Anekdoten mäßig genug aneinander gereiht sind. Ein geschichtlicher Stoff, dem eine psychologische Entwicklung nicht abgewonnen werden kann, ist für eine künstlerische Darstellung in der Form der Dichtung absolut ungeeignet, und die Kunst des historischen Dramatikers beruht einerseits allerdings in der Bewältigung der historischen massenhaft vorliegenden Thatsachen, andererseits aber bei weitem mehr in der Gewinnung eines wahrhaft innerlichen Standpunktes, der lichtvolle Darlegung geistigen Lebens gestattet.

Es ist nöthig, diese Andeutung über künstlerische Komposition weiter auszuführen; wir sind seit Lessing mit Anschauungen dieser Art so vertraut, daß es im gegebenen Falle nur einer leisen Mahnung bedarf, um das Richtige zu erkennen. — Für die Schillersche Maria ist demnach Folgendes hervorzuheben. Maria, die Gefangene von bald zwanzig Jahren, tritt uns an dem Gedächtnißtage von Darnley's Tode entgegen: sie ist gefaßt und resignirt, nicht aber ohne Hoffnung auf eine endliche bessere Wendung ihres Schicksals. Denn, da sie ihren Ansprüchen auf England entsagen will, darf sie hoffen, den Streit mit Elisabeth geschlichtet zu sehen und in Freiheit gesetzt zu werden. Sie drängt daher auf eine mündliche Unterredung mit Elisabeth und erwartet von der Frau und Schwester eine andere und eine mildere Behandlung, als ihr bisher von rauhen Männern zu Theil geworden. Der niedergesetzte Gerichtshof und der Ausfall des Urtheils beunruhigte sie im Ganzen wenig; denn wenn sie auch von ihrer Feindin das Aergste erwarten darf, so glaubt sie doch andererseits der wohlbegründeten Ansicht vertrauen zu dürfen, die Königin Elisabeth werde die königliche Schwester nicht dem Schaffot überliefern.

„Sie könnt es wagen, mein gekröntes Haupt
Schmachvoll auf einen Henkerblock zu legen?
Sie könnte so die eigne Majestät
Und aller Könige im Staube wälzen?“

Maria thut noch einen Schritt weiter zur Erlangung ihrer Freiheit, sie knüpft an ein altes Verhältniß zu dem Günstling der Elisabeth, dem Grafen Leicester, wieder an, wenn auch vorerst nur, um die Unterredung, von der sie Heil und Leben erwartet, durch einen drängenden Freund, der ihr um so eher wieder gewonnen werden konnte, als er über die projektirte Heirath der Elisabeth mit dem Duc von Anjou mißmüthig geworden, in zarter Weise zu fördern und sicher zu stellen. Unterstützt wird sie in diesen Handlungen durch das Erscheinen Mortimers, dem sie nur vorsichtig und klug näher tritt, und vorerst nur die direkte Botschaft an Leicester anvertraut. Alle Vorbereitungen sind verständig und besonnen, die Leidenschaft tritt nur in ganz leisen Wallungen selbst bei dem später so fanatisch und ungestüm sich gebehrdenden Mortimer hervor: da findet die Unterredung der beiden Königinnen gegen Burleigh's Rath auf Drängen Leicesters und aus echt weiblichen Gründen auf Seiten der Elisabeth statt, die anscheinend die ihrem Günstlinge angethane Kränkung gut machen will, in der That aber von nicht zu besiegender Neugierde getrieben wird, gegen welche die Stimme der Klugheit vergebens anspricht. Elisabeth will ihre unglückliche Schwester sehen, zugleich aber auch diejenige persönlich demüthigen, die durch Schicksalsmacht und eigene Unbeständigkeit tief gedemüthigt ist und nur noch um den Preis der Frauenschönheit über sie hervorragt. Einzelne Belege mögen dem Gedächtnisse zu Hilfe kommen.

Elisabeth sagt über Maria:

Sie hat der Menschen Urtheil nicht geachtet,
Leicht ward es ihr zu leben, nimmer lüd sie
Das Joch sich auf, dem ich mich unterwarf.
Hätt ich doch auch Ansprüche machen können,
Des Lebens mich, der Erde Lust zu freuen:
Doch zog ich strenge Königspflichten vor.
Und doch gewann sie aller Männer Gunst,
Weil sie sich nur befleißt ein Weib zu sein,
Und um sie buhlt die Jugend und das Alter.

Und bald darauf fährt sie fort:

Und ist's denn wirklich wahr, daß sie so schön ist?
So oft mußt ich die Larve rühmen hören:
Wohl möcht ich wissen, was zu glauben ist.
Gemälde schmeicheln, Schilderungen lügen,
Nur meinen eignen Augen würd' ich trauen.

Und endet dann gleißnerisch gegen Leicester:

Ich will euch heute keinen Wunsch versagen,
Weil ich von meinen Unterthanen allen
Euch heut am wehesten gethan.

(Schluß folgt.)

Hamilton erzählt in seinem Buche „Rheinsberg“: Am Hofe der Königin Sophie Dorothea bekleidete ein Herr von Morrien die Stelle eines Oberhofmarschalls, von dem folgendes Geschichtchen coursirte: Sir Charles Hanbury Williams hatte dem Grafen von Essex einen Empfehlungsbrief an den Oberhofmarschall mitgegeben, der mit den Worten schloß: „Sie können versichert sein, daß dies nicht jener Graf von Essex ist, dem Königin Elisabeth einst das Haupt abschlagen ließ.“ Ueber diesen Passus zerbrach sich Herr von Morrien vergebens den Kopf, und da er sich nicht herauszufinden wußte, dachte er, es sei das Sicherste, wenn er sich streng an den Wortlaut des Empfehlungsbriefes hielte. So stellte er dann bei der Audienz den Grafen mit folgenden Worten vor: „Madame! Le Comte d'Essex. Mais j'assure Votre Majesté, que ce n'est pas lui, qui a été décapité par ordre de la Reine Elisabeth.“ (Der Graf von Essex. Aber ich versichere Ew. Majestät, daß es nicht derjenige ist, welcher auf Befehl der Königin Elisabeth enthauptet wurde.)

Gewichtige Gehirne. Durch die Zeitungen lief unlängst eine Notiz, daß nach dem in Petersburg eingetroffenen Sektionsbefunde Iwan Turgenjew's dessen Gehirn 2012 Gramm gewogen habe, während das bisher als größtes bekannte Gehirn Cuvier's blos 1860 Gramm wog. Nun sind zwar, wie man weiß, die Forschungen der Gelehrten darüber noch nicht abgeschlossen, ob die Quantität der Gehirnmasse, oder vielmehr die Qualität derselben in Bezug auf die geistigen Fähigkeiten den Ausschlag gebe. Gleichwohl aber darf man auch in der Frage des Gehirngewichts dem russischen Dichter den ersten ihm in jener Notiz eingeräumten Platz nicht unangefochten lassen. Im Januar d. J., als Gambetta starb und sein Gehirn nur 1100 Gramm schwer befunden wurde, hat Dr. Beck an der Universität Tübingen einen Vortrag über diesen Gegenstand gehalten und als Resultat exakter Forschung verzeichnet, daß Cromwell's Gehirn ein Gewicht von 2000 bis 2100 Gramm ergab, während Cuvier mit 1861, Byron mit 1807 Gramm verzeichnet steht. Turgenjew würde also erst die zweite Stelle — zwischen Cromwell und Cuvier — einnehmen. Interessant waren auch Dr. Beck's Ausführungen, daß bei dem französischen Volke das Durchschnittsgewicht ein geringeres ist, als beispielsweise beim deutschen, wo es beim männlichen Geschlecht 1300—1400, beim weiblichen 1200—1300 Gr. beträgt. Cuvier mit seiner sehr hohen Ziffer ist trotz des französischen Namens der Abstimmung nach ein Deutscher aus dem Jahrhunderte lang mit Württemberg verbunden gewesenen Mömpelgard.

Einen beißenden Witz macht „Figaro“ in seiner letzten Nummer. Man ist beim Thee. Madame de Rampanbois fragt ihre Nachbarin: „Haben Sie die Rothhäute im Jardin d'acclimatisation schon gesehen?“ — „Ich — nein!“ war die energische Antwort. — „Und weshalb nicht?“ — „Horreur! Fast völlig unbekleidete Frauen!“ — „Wahrhaftig?“ — „Und da unten in ihrer Heimath haben sie wahrscheinlich gar nichts an!“ — „Aber ich bitte, wovon sollten sie denn dann untereinander plaudern?“

Verantwortlicher Redakteur: C. Fontane in Posen.

Druck und Verlag von W. Decker & Co. (Emil Röstel) in Posen.